

SWR2 Wissen: Aula

Dunkel ist des Todes Kammer

Über den Tod und das Sterben

Gespräch mit Thomas Macho

Sendung: Karfreitag, 19. April 2019, 8.30 Uhr

Redaktion: Ralf Caspary

Produktion: SWR 2019

Welchen Platz haben Sterben, der Tod, Siechtum und Verfall in unserer modernen, auf Vermehrung und Optimierung angelegten Welt? Gespräch mit dem Kulturwissenschaftler Thomas Macho.

Bitte beachten Sie:

Das Manuskript ist ausschließlich zum persönlichen, privaten Gebrauch bestimmt. Jede weitere Vervielfältigung und Verbreitung bedarf der ausdrücklichen Genehmigung des Urhebers bzw. des SWR.

Anmoderation:

Mit dem Thema: „Dunkel ist des Todes Kammer – Über den Tod und das Sterben“.
Am Mikrophon: Ralf Caspary.

Das Leben in der Moderne ist voller Anfänge und Projekte. Wir sind auf der Suche nach der wahren Beziehung, dem richtigen Beruf, der ewigen Gesundheit, wir sind permanent beschäftigt und geschäftig.

Welchen Platz haben da Siechtum, Verfall, das Sterben, der Tod? Darüber habe ich mit dem Kulturwissenschaftler Thomas Macho gesprochen.

Interview:

Caspary:

Herr Macho, es gibt eine beliebte These, die sagt, die Moderne sei säkular, tief diesseitig geprägt, und würde Tod und Sterben deshalb verdrängen. Stimmt diese These aus Ihrer Sicht?

Macho:

Nein, nicht so ganz. Man kann sagen, dass trotz Aufklärung und Säkularisierung die Vorstellungen über das Jenseits gerade im 19. Jahrhundert wieder eine neue Blüte erlebten, etwa durch das Aufkommen des Spiritismus und die Auseinandersetzung mit möglichen Geistern, einem möglichen Leben nach dem Tod. Das kann man auch säkular imaginieren.

Auf der anderen Seite stimmt es auch deshalb nicht, weil man zum Beispiel für unsere Gegenwart ganz gut zeigen kann, dass wir den Tod weniger verdrängen als vielmehr in alle möglichen Formen von Anschauung übersetzen. Es gibt so etwas wie eine neue Sichtbarkeit des Todes, die sich in der Kunst, in den Medien, in den Nachrichten usw. manifestiert. Und selbst wenn man behaupten würde, dass das noch dem Motto folgt „alle Menschen müssen sterben, vielleicht auch ich“, könnte man den Tod doch nicht mehr so verdrängen, wie man ihn vielleicht zwei, drei Jahrzehnte nach Ende des Zweiten Weltkriegs tatsächlich verdrängt hat und vielleicht auch verdrängen musste.

Caspary:

Ich bleibe beim Stichwort verdrängen. Vielleicht kann man ja sagen, und ich glaube, das ist mit dem Verdrängen gemeint, dass Menschen heute abseits der Öffentlichkeit sterben, also im Krankenhaus, im Hospiz und nicht mehr innerhalb der Familie. Deshalb könnte man sagen, dass Tod und Sterben ins Abseits verlagert wurde.

Macho:

Das stimmt auch ganz sicher für die für vergangene Jahrzehnte, ändert sich aber zurzeit deutlich. Wenn man zum Beispiel Romane wie die autobiografischen Romane Thomas Bernhards liest, der erzählt, wie er als mutmaßlich Sterbender ins Badezimmer geschoben wurde, weg von den anderen Patienten, da spürt man das noch.

Heute hat sich das schon verändert. Es gibt auch in den Spitälern und Kliniken eine etwas entspanntere Form des Umgangs mit Tod und Sterben; in den Hospizen sowieso. Hospize sind ja gerade entstanden als Gegenbewegung gegen diese Form von Verdrängung im Sinne von Ausschließung und haben auch Familie, Freunde, Begleitung im Sinne von Sterbebegleiterinnen und Sterbebegleitern gestärkt und viel deutlicher als vielleicht auch in früheren Jahrhunderten in Szene gesetzt und gebracht.

Caspary:

Das stimmt. Deshalb diskutieren wir auch mehr darüber, über ethische, soziale und natürlich auch über finanzielle Aspekte.

Macho:

Ganz genau. Alle diese Aspekte spielen eine Rolle und sind sehr viel sichtbarer

geworden als früher.

Caspary:

Ich habe mir immer gedacht, dass der Tod im Grunde genommen das Kontrastprogramm zur Moderne ist, weil er sozusagen die absolute Grenze und das absolute Ende setzt, da geht nichts mehr, da ist jedes Selbstverwirklichungsprojekt zu Ende, jegliche Lust am Diesseits zu Ende. Stimmt das?

Macho:

Teilweise – und teilweise auch wieder nicht. Denn umgekehrt kann man natürlich Selbstverwirklichung und Selbstoptimierung und all das, was wir auch kritisch gegen moderne Formen von Selbsttechniken einzuwenden haben, eigentlich immer nur praktizieren, wenn man ein Ende voraussetzt. Sonst hätte man nämlich das Leben nie als ein Ganzes, die Person auch nie als ein Ganzes, sondern immer nur als ein Verhältnis, ein unsicheres Verhältnis zu einer möglichen Zukunft gelebt. Von daher hat sich auch das ein bisschen verschoben, denke ich.

Ein interessanter und wie ich finde wichtiger Impuls, den der Philosoph Samuel Scheffler vor einiger Zeit stark gemacht hat, ist die Vorstellung, dass es gar nicht darum geht, dass ich meinen Tod überlebe, sondern dass das Leben nach meinem Tod weitergeht. Scheffler hat ein provokantes Buch geschrieben, das vom Leben nach dem Tod handelt, aber eben nicht von unserem eigenen Leben nach dem Tod, sondern davon, dass das Leben nach unserem Tod weitergeht und dass das etwas Tröstliches habe.

Caspary:

Warum? Weil das Leben die übergeordnete Instanz ist und wir sozusagen nur Objekte dieses Lebens sind?

Macho:

Naja, das wäre ja vielleicht doch zu negativ gesehen.

Caspary:

Das klingt ein bisschen nach Nietzsche, oder?

Macho:

Ja, es hat ein bisschen was von Nietzsche, obwohl Scheffler nicht von Nietzsche herkommt. Es hat, könnte man sagen, auch etwas Kantianisches, also diese Idee, dass das Menschsein nicht zu Ende geht mit dem Tod, und das ist in gewisser Hinsicht dieses Weitergehen des Lebens noch jenseits der Frage, ob ich jetzt Kinder habe und meine Kinder weiterleben, das ist damit gar nicht gemeint. Gemeint ist, dass das Leben selber weitergeht nach meinem Tod und dass das für mich tröstlich ist, weil es bedeutet, dass dieser Weltuntergang, den ich im Tod erlebe, kein absoluter ist. Er ist nicht absolut, wenn er nicht alle trifft.

Caspary:

Wir kommen gleich nochmal zu Ihrer These von der neuen Sichtbarkeit des Todes. Die würde mich noch interessieren. Ich versuche noch einmal eine Skizzierung von Sterben und Tod. Für mich sind ja beide Dinge zutiefst asozial, denn ich finde, das Interessante an Tod und Sterben ist, man kann diese Erfahrung eigentlich überhaupt nicht mehr teilen, weil wenn man ja stirbt oder gestorben ist, tot ist. Also ist der Tod

und das Sterben nicht sozusagen das Emblem für das nicht mehr Teilbare, das nicht sozial Mitteilbare?

Macho:

Das stimmt einerseits; auf der anderen Seite aber auch nicht ganz. Denn wir müssen zwischen Sterben und Tod unterscheiden. Das machen Mediziner übrigens mit guten Gründen inzwischen sehr viel genauer und häufiger. Der Tod als dieser Augenblick, der eigentlich fast nie fassbar ist, selbst wenn ihn Maschinen aufzeichnen und signalisieren, wird unterschieden vom Sterben als ein längerer Prozess, ein Prozess, in dem es schon viele Möglichkeiten gibt, das was man dabei erfährt, noch zu teilen.

Wir dürfen nicht davon ausgehen, dass das normale Sterben bedeutet, dass ich schon jahrelang im Koma liege, bevor dann endlich die Maschinen abgeschaltet werden oder eben gar nichts mehr geht. Sondern der Normalfall ist, dass man eine längere Phase der Krankheit, des Siechtums, der Bettlägerigkeit absolviert. Und da gibt es Vieles, was man teilen kann. Das wird auch geteilt, das ist nicht mehr so, dass man da in die vollkommene Vereinzelung geworfen ist.

Caspary:

Das hat ja Heidegger gesagt. Seine Theorie ist, dass der Tod uns auf uns selbst zurückwirft.

Macho:

Genau.

Caspary:

Da haben Sie etwas dagegen.

Macho:

Da habe ich immer schon etwas dagegen gehabt, weil ich das Gefühl gehabt habe, dass er da zu scharf trennt. Er verwirft die Erfahrbarkeit des Todes der anderen, und da würden ganz viele Menschen protestieren, weil sie zumindest einen Tod kennen oder auch manchmal fürchten, in dem der Unterschied zwischen meinem Tod und dem Tod des anderen verschwindend klein werden kann.

Das ist die Situation von Paaren. Paare, die zum Beispiel lange zusammengelebt haben und die jetzt das mögliche Ende auch nicht mehr romantisch imaginieren wie im 19. Jahrhundert als den großen Liebestod, aber gleichzeitig auch wissen, sie wollen einander nicht überleben. Dieses Einander-nicht-überleben-Wollen, dieses Am-liebsten-gemeinsam-in-den-Tod gehen, das wird als Motiv stärker. Es spielt übrigens auch eine Rolle bei der wachsenden Zahl der Paar-Suizide, gerade im Alter, und hat schon Gewicht.

Deshalb hat der französische Philosoph Vladimir Jankélévitch gegen Heidegger auch eingewandt, dass Heidegger den Tod eigentlich immer nur in der ersten Person denkt und dann kommt schon das „Man“, irgendein „sie“, das dann im Plural gedacht wird, während doch die eigentliche Todeserfahrung die der Douxheit ist. Der Tod des anderen, der mir nahe ist, das ist irgendwie auch mein Tod, der lässt sich nicht so scharf von meinem Tod abgrenzen.

Caspary:

Sie haben eine große Untersuchung über den Suizid geschrieben. Sie haben eben gesagt, die Zahl der Paar-Suizide habe zugenommen. Das heißt, auch wenn es komisch klingt, dieses „Wir wollen sterben“?

Macho:

Genau. Das gibt's tatsächlich immer häufiger, die ersten psychiatrischen Fachartikel dazu sind auch schon geschrieben worden und sozusagen die Mahnung, diesem Phänomen mit Respekt und Aufmerksamkeit zu begegnen. Also es gibt dieses Phänomen, dass Paare, die sehr sehr lange zusammengelebt haben, ein hohes Alter erreicht haben, und die sagen wir, einer der beiden ist schwer krank oder unter starken Schmerzen leidet, dann entscheiden: „Wir gehen gemeinsam in den Tod, wir wollen ohne einander nicht leben“.

Besonders schön hat das der französische Philosoph und gebürtige Wiener André Gorz beschrieben, der ein Jahr vor dem gemeinsamen Suizid mit seiner Frau noch einen sehr berührenden Liebesbrief an sie geschrieben hat, der auch publiziert wurde, und ein Jahr später sind sie dann gemeinsam gestorben. Da war nichts überdramatisiert, das geschah ohne Pathos und als Ausdruck von Liebe, der darin besteht, dass man sich nicht überleben will, dass man nicht ohne den anderen leben will. Und das gibt es offenbar häufiger.

Caspary:

Das scheint mir aber sehr pragmatisch zu sein, so eine Art Projekt, wenn ich das so beschreiben darf.

Macho:

Das ist aber generell, glaube ich, eine der wichtigsten Fragestellungen in Bezug auf den Tod heute, denn die Gestalt des Todes hat sich doch in den letzten Jahrzehnten dramatisch verändert. Früher war der Normalfall des Todes eigentlich eher der plötzliche, unerwartete Tod. Auch in den alten Essays von Michel de Montaigne „Philosophieren heißt sterben Lernen“ liest man, dass er eigentlich immer von einem Tod ausgeht, der überraschend kommt, den er nicht voraussehen kann. Und er wappnet sich dagegen, indem er sagt, ich kann mir in jeder Situation an jedem Tag immer vorstellen, was wäre, wenn jetzt ein Ziegel vom Dach fällt, was wäre, wenn das Leben jetzt plötzlich beendet würde. Auf diese Art stärkt er sich dagegen.

Diese Gestalt ist sehr viel seltener geworden. Wir haben keine Seuchen mehr wie früher, wir hatten nicht mehr dramatische Zahlen von Unfällen, von Krieg, von plötzlichen Erkrankungen. Unser Normalfall, jedenfalls in den Zentren der westlichen Zivilisation, ist der, das wir irgendwann erfahren, wir werden nun noch einige Jahre zum Beispiel mit einer Krebserkrankung zu leben haben, uns darauf vorbereiten können und den Tod tatsächlich in gewisser Hinsicht dann zum Projekt machen können, zu etwas, was wir noch gestalten können.

Caspary:

Genau. Der Tod ist plötzlich planbar.

Macho:

Der Tod ist planbar, der Tod ist gestaltbar, und das kann im Extremfall eben auch

bedeuten, dass man auch wiederum zum Beispiel mit einer schwereren Erkrankung Sterbehilfeorganisationen aufsucht oder das jedenfalls ins Kalkül nimmt.

Caspary:

Deshalb auch diese ganzen ethischen Diskussionen „stellen wir die Beatmungsmaschine ab, lassen wir die Magensonde weg“ etc., das ist das Planbare.

Macho:

Genau. Das kann man über Patientenverfügungen inzwischen ziemlich genau festlegen und gehört zu diesem Planen dazu. Das ist inzwischen wichtiger geworden als die Frage, was für Musik auf meiner Bestattung gespielt werden soll.

Caspary:

Obwohl das auch wichtiger geworden ist nach meinen letzten Erfahrungen.

Macho:

Natürlich gibt es auch eine große Varianz in Bezug auf die Formen, in denen man beigesetzt und bestattet werden kann. Insofern gibt es auch hier Planungsentscheidungen, die eine Rolle spielen. Aber vielleicht nicht ganz so eine große wie die Frage, wie ich überhaupt sterben will.

Caspary:

Im Barock war das Todes-Thema ganz präsent, mit vielen Gedichten, Dramen etc. Da gab es dieses Bild der Sanduhr, der ablaufenden Zeit.

Macho:

Da ist zum ersten Mal die Idee wieder sehr mächtig geworden, dass uns nur eine begrenzte Zeit zur Verfügung steht und dass die zu Ende geht. Das sind Motive aus dem Buch Kohelet im Alten Testament, die große Beschwörung der Vanitas, die nicht umsonst auch im Barock in vielen Gestalten Bedeutung bekommen hat.

Caspary:

Und dann bekam der Tod doch etwas Dämonisches in Gestalt des schwarzen Sensenmanns, der einem ein Schnippchen schlägt oder die letzte Stunde wird einem geschlagen, etwas Dämonisches, was wir heute eigentlich völlig losgelassen haben, oder?

Macho:

Ja, dieses Dämonische ist heute längst nicht mehr so dominant.

Caspary:

Hat der Tod denn überhaupt noch etwas Metaphysisches?

Macho:

Da unterscheiden sich natürlich die Menschen und Kulturen. Überall dort, wo religiöse Versprechungen tatsächlich noch glaubwürdig wirken, gibt's das natürlich schon. In unserer säkularen Kultur eigentlich nicht mehr.

Caspary:

Sie haben vorhin von der Sichtbarkeit des Todes gesprochen. Was meinen Sie damit? Dass er plötzlich wieder präsent ist?

Macho:

Dass er präsent ist und dass er vor allem unsere Bildwelten auf eine Weise besetzt, die vor einem halben Jahrhundert noch nicht so vorstellbar gewesen wären. Zum Beispiel gibt es eine ganze Reihe von Fotografen und Fotokünstlern, die sich nicht davor scheuen oder davor erschrecken, tote Menschen zu fotografieren. Es gibt Bilder, die eher den Aspekt des Schlafs hervorheben, andere aber auch den grausigen Anblick, den manche Leichen bieten können. Der Tod ist Thema der ersten großen und sehr erfolgreichen TV-Serie, bevor die Verbreitung von Serien überhaupt begonnen hatte, das war die Serie „Six Feet Under“, die in sieben oder acht Staffeln gedreht wurde und in der es um den Alltag einer Leichenbestatter-Familie ging. Die Serie war übrigens auch insofern sehr interessant, als dass sie zwei Erscheinungsformen des Todes präsentierte: einerseits auf manchmal sehr realistische Weise gezeigte oder jedenfalls in diesem Fall auch gestaltete und präparierte Leichen; und auf der anderen Seite gab's diese durchscheinenden Personen, die quasi dem Sohn des Leichenbestatters dann auch noch erschienen, mit ihm ins Gespräch traten. Also so ein bisschen noch eine Idee der spiritistischen Vorstellungen.

Caspary:

Wie bewerten Sie dieses Phänomen der Sichtbarkeit?

Macho:

Ich glaube, dass es im Fall von Fernsehserien oder Filmen immer auch etwas Versöhnliches hat. Auf der anderen Seite gibt's natürlich die alltäglichen Nachrichtenschwemme, der wir auf eine Weise ausgesetzt sind wie keine Kultur zuvor, also diese Möglichkeit, dass uns über Smartphones jederzeit Nachrichten von allen möglichen Katastrophen, Unglücksfällen erreichen, die gleichzeitig zur selben Zeit in irgendeinem Eck der Welt sich ereignen. Dagegen kann man sich ja kaum schützen. Man hat seine Nachrichtenticker am Smartphone, egal ob man es eingeschaltet hat oder nicht, und da wird einem, kaum will man gucken, ob einem die Tochter gerade eine Nachricht geschickt hat, nebenher schon die Nachricht „dass sich ein schrecklicher Unglücksfall irgendwo in Bayern ereignet habe“ angezeigt. Der alte Grundsatz der Medienökonomie „even bad news good news – selbst schlechte Nachrichten sind gute Nachrichten“ hat sich offenbar verschoben hin zu „only bad news are good news – nur schlechte Nachrichten sind gute Nachrichten“.

Caspary:

Das wäre eine Seite der Erklärung. Aber vielleicht kann man ja auch sagen, dass wir uns durch diese neue Sichtbarkeit des Todes am Tod abarbeiten und vielleicht auch an der Angst vor ihm.

Macho:

Natürlich ist diese neue Sichtbarkeit auch, wenn man so will, ein Ausdruck für unsere Auseinandersetzung mit dem Tod, gerade unter den säkularen Bedingungen, und ein Versuch, ihm ein bisschen vom Schrecken zu nehmen. Ich glaube, dass das Genauer-Bescheid-wissen in diesem Sinn auch etwas Tröstliches haben kann.

Caspary:

Eine ganz alte Kulturtheorie besagt, wir produzieren zum Beispiel Kunst oder strengen uns an und arbeiten und schaffen, um den Tod sozusagen ein Schnippchen

zu schlagen, um qua Kunstwerken ewig zu leben.

Macho:

Diese zwei säkularen Theorien des Trostes über den Verlust der alten Unsterblichkeitsvorstellungen waren schon zu Beginn des 19. Jahrhunderts sehr dominant. Einerseits die Idee, wir leben weiter in unseren Kindern, sozusagen die genealogische Überwindung des Todes, die noch ein bisschen in die Idee von Samuel Scheffler vom Leben nach dem Tod im Sinne, dass das Leben weitergeht, hineinspielt; und auf der anderen Seite die Idee, wir leben weiter in unseren Werken. Das können Kunstwerke sein, das können auch Texte, Romane, Briefe oder ein Lebenswerk sein, jedenfalls etwas, in dem wir weiterleben können. Diese Vorstellung von Weiterleben spielt schon eine Rolle für die Philosophen etwa im deutschen Idealismus, wobei Kant noch darauf beharrte, dass ein Weiterleben, das nicht als persönliches Weiterleben gedacht wird, uns nicht besonders glücklich machen kann.

Caspary:

Aber diese großen Trost-Theorien gelten heute nicht mehr oder?

Macho:

Teilweise gelten sie schon noch, aber eben nurmehr teilweise. Ich glaube, dass wir in gewisser Hinsicht eine Chance haben, eine neue Form von Trost zu entdecken und zu entwickeln. Und das wäre eigentlich der für mich schärfste Einwand gegen Heideggers Vereinzlungstheorie und seine Abwertung. Das „Man“, d.h. das was alle dann machen, ist im Vergleich sozusagen zur Eigentlichkeit des Seins zum Tode schon abgewertet und weniger bedeutsam, und dass wir die Idee, dass Sterblichkeit, also genau das, was mit dem Begriff „Sein zum Tode“ in Zusammenhang steht, eben auch etwas ist, was sich teilen lässt. Dafür gibt es Belege.

Ich habe das zum ersten Mal gelesen – und war davon fasziniert – in einem Text des französischen Psychoanalytikers und Philosophen Cornelius Castoriadis, der darüber schreibt, dass die Wurzel der politischen Imagination im alten Griechenland die Idee war, dass Menschsein sterblich sein bedeutet. Das hat er klar gesagt, das spiegelt sich dann auch in den politischen Reden, das kann man sich für heutige Verhältnisse überhaupt nicht vorstellen, dass jemand, der politische Reden hält, in einer Krisensituation, sagen wir mal Pericles und dann seine Mitbürgerinnen und Mitbürger als sterbliche Menschen anspricht, als Menschen, die miteinander verbindet, dass sie sterblich sind. Dieser Aspekt ist, glaube ich, noch nicht wirklich ausgeschöpft, aber der eben zum Beispiel durch Hospizbewegung und diese Art von neuer Sichtbarkeit des Todes mehr Gewicht und Bedeutung zu erlangen beginnt.

Caspary:

Passt denn zu diesem Umfeld dieser berühmte Satz „Philosophieren heißt sterben Lernen“ von Montaigne?

Macho:

Das lässt sich natürlich schon in der Antike verfolgen. Montaigne war ein ungeheuer genauer Leser vor allem der historischen Philosophie und ein großer Anhänger Senecas. Sie werden kaum einen Essay von Montaigne finden, in dem er nicht Seneca zitiert und auch dessen Souveränität. Diese Idee des „Philosophieren heißt sterben lernen“ war für ihn eher noch auf das Individuum bezogen, aber schon auch mit einer sozialen Pointe. Ich finde, der wichtigste Satz in diesem sehr langen Essay

ist: „Wer sterben gelernt hat, hat Dienen verlernt.“ Das heißt, die Idee, wenn mir jemand, ein potentieller Herr, mit dem Tod nicht mehr drohen kann, dann bin ich wirklich frei. Und das ist auch das Kennzeichen Senecas, der als er den Befehl erhält, sich das Leben zu nehmen, sich in eine mit heißem Wasser gefüllte Wanne legt, um sich die Pulsadern aufzuschneiden und dabei seine Freunde noch tröstet. Das ist die Haltung einer großen Souveränität, Gelassenheit – Ataraxia nennen das die Historiker auch –, die man ein Leben lang einüben kann. Und das Einüben dieser Gelassenheit ist das, was Montaigne empfiehlt.

Caspary:

Hat in der heutigen Zeit der Prozess des Sterbens die Priorität bekommen gegenüber dem Tod?

Macho:

Ja, ganz eindeutig. Der hat ganz enormes Gewicht und Bedeutung bekommen und hängt mit dem planen und gestalten können. Und das ist wiederum in den Zentren der westlichen Zivilisation (in einigen anderen Ländern sieht das natürlich ganz anders aus) ein Fortschritt, der auf den verschiedensten Ebenen Konsequenzen zeitigt, vom Ökonomischen angefangen bis zu den kulturellen Techniken, die man dann praktizieren muss, wenn man sich auf diese durchaus aktive Weise mit dem bevorstehenden Tod auseinandersetzen kann.

Caspary:

Was heißt das?

Macho:

Es gab mal ein schönes Buch, das die frühere Fernsehmoderatorin Christiane zu Salm publiziert hat. Sie hat in ihrer Hospizarbeit Menschen, unabhängig davon, ob deren Tod nun nahe oder nicht nahe war, gebeten, so eine Art Lebensbilanz aufzuschreiben. Das haben die auch gemacht und wohl auch gern gemacht, manchmal traurig zu lesen, weil man manchmal das Gefühl bekommt, dass Versäumtes beklagt wurde, manchmal klangen die Erzählungen aber auch sehr zufrieden. Dieses überhaupt sich hinsetzen können, schreiben zu können, ein Bild entwerfen zu können sozusagen nach dem Motto – so ähnlich heißt das Buch auch – „so ein Mensch war ich“ oder „dieser Mensch war ich“, das hat natürlich etwas Erfüllendes und das ist etwas, was mit Erfahrungen auch von Glück und Freiheit assoziiert ist. Ich habe mich oft gefragt, warum ein Motiv in der antiken Mythologie immer wieder kehrt, nämlich das Motiv vom Neid der Götter, weil man sich ja, wenn man das hört, fragen kann, worauf sollten die Götter neidisch sein?

Caspary:

Auf unser Sterben?

Macho:

Genau, dass wir endlich sind hat nämlich zwei große Implikationen: einmal die Chance, einen Blick auf sein Leben als Ganzes zu werfen. Das kann ein Unsterblicher nie, weil er immer so weit davon entfernt ist, das Leben als Ganzes zu sehen, dass er das auch nie hat. Umgekehrt kann damit auch eine bestimmte Idee von Glück verbunden sein, nämlich die Idee von Vollendung. Mit dieser Idee, das Leben als Ganzes zu haben und zu sehen, kann mit einer bestimmten Art von Glück, von Zufriedenheit verbunden sind. Auch das neiden uns die Götter. Sie sind auf eine

komische Weise nie glücklich. Und wir können glücklich sein, nicht dauerhaft, aber immer wieder mal.

Caspary:

Wenn wir den Blick mal ausweiten: Kennen Sie ein Land, das sozusagen ein Kontrastprogramm zu unserem Umgang mit Sterben und Tod hat?

Macho:

Natürlich gibt es Kontrastprogramme überall dort, wo der Tod noch in seiner älteren Gestalt auftritt. Das ist, wenn man so will, die Gestalt, die in den symbolischen apokalyptischen Reitern gefasst worden ist, das ist die Gestalt des unvorhersehbaren, plötzlichen, katastrophalen Todes. Wenn Sie in einem Land leben, in dem Hunger und Gewalt, Seuchen, Krieg usw. dominante Lebenserfahrungen bilden, dann ist die Umgangsform mit dem Tod auch eine andere, muss notwendigerweise auch eine andere sein. Da ist der Tod so, dass der Schrecken, mit dem man sich auseinandersetzen musste, der einem immer droht, dem man zu entgehen, den man zu vermeiden versucht, ohne letzten Endes wirklich erfolgreich dabei zu sein.

Caspary:

Wenn ich Ihre Analysen zusammenfassen darf: Ist das Phänomen unserer Zeit, dass der Tod sozusagen immanent geworden ist und nicht mehr aus dem Leben hinausragt?

Macho:

Er ragt nicht mehr aus dem Leben heraus, er ist in gewisser Hinsicht immanent geworden, er hat ein Stück seines Schreckens eingebüßt. Ich finde interessant, dass eher etwas von dem Schrecken des Todes für meine Wahrnehmung übergegangen ist auf die alten Vorstellungen von Unsterblichkeit. Die Idee, dass das Leben endlos sein könne, wird Menschen, die eine durchschnittliche Lebenserwartung von fast achtzig Jahren haben, immer unheimlicher, denn Quantität allein sagt über die Qualität ja nichts aus. Und die Vorstellung, dass man das Leben endlos weiter verlängern könnte, auch unter Bedingungen, die uns gar nicht gefallen, die hat etwas Erschreckendes. In Filmen wird das mitunter dargestellt. Zum Beispiel habe ich das mal bei den Vampirfilmen untersucht, die mir genauer angeschaut. Die Vampire sind plötzlich alle suizidgefährdet. Jim Jarmuschs „Only lovers left alive“ beginnt schon damit, dass der männliche Vampir dabei ist, sich eine besonders raffinierte Kugel aus Balzac-Holz zu schnitzen, um die Pfählung auf etwas humanere Weise durchführen zu können, die ihm endlich den Tod bringt. Für Vampire ist es gar nicht so einfach zu sterben, daher muss er entsprechende Vorkehrungen treffen. Aber die Pointe ist natürlich, dass er ein unsterbliches Leben eigentlich gar nicht toll findet.

Caspary.

Wir haben nicht über das Kriterium Hirntod gesprochen, der versucht, im medizinischen Sinn den Tod rational zu begreifen bzw. die Grenzen, wann jemand aus dem Leben scheidet, festzulegen.

Macho:

Genau. Der Hirntot ist ein sehr wichtiges Thema, einfach deshalb, nicht nur weil eine ganze Reihe medizinischer Praktiken, die im Moment ja auch in Deutschland wieder intensiv diskutiert werden, damit in Zusammenhang stehen, zum Beispiel die ganze

Transplantationsmedizin; sondern weil es auch der Versuch ist, den Tod als Augenblick im Prozess des Sterbens noch so festzuhalten, dass der sterbende Mensch quasi noch so weit am Leben ist, dass zum Beispiel Organe für Organspenden entnommen werden können. Deshalb ist der Hirntod einerseits wichtig und andererseits ist er natürlich problematisch, weil er sozusagen die Quadratur des Kreises darstellt. Entweder ist man tot oder man lebt. Selbst für routinierte Krankenschwestern und Operationsassistenten ist das durchaus eine Belastung, bei Transplantationsoperationen das Gefühl zu haben, dass sie hier ja einen lebenden Körper ausweiden und nicht einen wirklich Toten vor sich haben.

Caspary:

Ja, das ist eine ganz eigenartige Vorstellung, weil ja auch wieder ins Spiel kommt, diesen Sterbeprozess hinauszuzögern mit Kriterien, die man gesetzt hat.

Macho:

Ganz genau. Ich weiß, dass das auch wiederum in verschiedenen Ländern und Kulturen unterschiedlich gehandhabt wurde. Über das Hirntodkriterium hat man etwa in Israel in der Knesset jahrelang diskutiert, weil das eigentlich der Todesvorstellung nach dem klassisch-jüdischen Glauben widerspricht und von daher die Orthodoxen auch einigen Widerstand aufgeboten haben gegen die sozial ökonomische Notwendigkeit, den Hirntod als Kriterium einzuführen, um eben zum Beispiel diese Art von Transplantationsmedizin etablieren zu können.

Caspary:

Halten wir fest, Herr Macho: Der Tod hat etwas Tröstliches. Er ermöglicht uns die Perspektive auf unser Leben als Ganzheit. Und das, finde ich, ist ein Gewinn – jenseits davon, wie das Sterben abläuft.

Macho:

Ganz genau, das ist ein Gewinn, ein ganz wichtiger, glaube ich. Und er ermöglicht uns auch eine Form von Solidarität. Die Gemeinschaft der Sterblichen, hieß es mal im Christentum. Das vergessen wir zu oft.

Caspary:

Vielen Dank für das Gespräch, Herr Macho.

Macho:

Vielen Dank, Herr Caspary.

SWR2 können Sie auch im **SWR2 Webradio** unter www.SWR2.de und auf Mobilgeräten in der **SWR2 App** hören – oder als **Podcast** nachhören.

Kennen Sie schon das Serviceangebot des Kulturradios SWR2?

Mit der kostenlosen SWR2 Kulturkarte können Sie zu ermäßigten Eintrittspreisen Veranstaltungen des SWR2 und seiner vielen Kulturpartner im Sendegebiet besuchen.

Mit dem Infoheft SWR2 Kulturservice sind Sie stets über SWR2 und die zahlreichen Veranstaltungen im SWR2-Kulturpartner-Netz informiert.
Jetzt anmelden unter 07221/300 200 oder swr2.de

Die neue SWR2 App für Android und iOS

Hören Sie das SWR2 Programm, wann und wo Sie wollen. Jederzeit live oder zeitversetzt, online oder offline. Alle Sendung stehen sieben Tage lang zum Nachhören bereit. Nutzen Sie die neuen Funktionen der SWR2 App: abonnieren, offline hören, stöbern, meistgehört, Themenbereiche, Empfehlungen, Entdeckungen ...

Kostenlos herunterladen: www.swr2.de/app